

Seit einiger Zeit bin ich auf Facebook mit einem Architekten befreundet, der nicht nur den Baufortschritt seiner Häuser postet, sondern zunehmend auch fremdenfeindliche Kommentare. Ein Islamgegner. Einer, der den Untergang des Abendlandes herbeiredet. Schon oft habe ich überlegt, ihn aus meinen Kreisen zu entfernen, aber immer wieder gezögert: aus Neugier, aber auch, weil ich weiß, dass die Dinge nicht besser werden, nur weil ich nichts mehr davon mitbekomme. Ähnlich geht es mir mit dem Kioskbesitzer um die Ecke, der rechtsradikale Hetzblätter wie Compact führt, aber, darauf angesprochen, meint, er verkaufe ja schließlich auch die linke taz. Und sogar das Neue Deutschland. Mir wurde schnell klar, dass ich da mit Argumenten nicht weiter komme. Wir haben uns dann ein wenig über die Käufer dieser Printprodukte unterhalten und uns trotz beiderseitigen Argwohns zivilisiert verabschiedet. Ich kaufe immer noch dort ein. Wer gegen die fortschreitende Segregation der Städte anschreibt, kann sich keine mentale Segregation leisten, nicht wahr? Aber wo ist die Schmerzgrenze?

Im Redaktionsalltag komme ich erst gar nicht an diese Grenze: Die planende Zunft neigt nicht zum Verfassen von Schmähbriefen. Keine einzige hasserfüllte Reaktion hat uns erreicht, nachdem wir kritisch über die Unterbringung von Flüchtlingen berichtet haben, im Gegenteil. Das Ideal der gemischten Stadt ist Konsens, so scheint es, und wahrscheinlich würde ein Großteil unserer Leserschaft die Aussage befürworten, dass Deutschland ein Einwanderungsland ist. Wir alle sind so offen wie der deutsche Pavillon im Sommer in Venedig. So viel Einigkeit ist verdächtig: Publizieren und diskutieren wir nur noch in der Filterblase, oder wie man früher sagte, im Elfenbeinturm? Abgesehen von Facebook – wo äußern sich eigentlich Architektinnen und Architekten, die anderer Meinung sind? Vielleicht äußern sie sich gar nicht und arbeiten lieber weiter am nächsten Projekt. Sie schaffen Tatsachen mit einer weiteren gehobenen Wohnanlage, die wir dann, wenn sie formal stimmig ist und gute Grundrisse hat, auch publizieren. Und nach der Arbeit fahre ich mit dem Fahrrad in mein bürgerliches Wohnviertel in der Innenstadt. In dem kürzlich 10 Prozent die AfD gewählt haben. Ich kenne natürlich keinen von denen.

Wo ist die Schmerzgrenze?

Doris Kleilein

über den verdächtig friedlichen Alltag in Zeiten des Rechtsrucks



Ein Raum voller Skizzen von Obra Architects Foto: Jan Bitter

Cadavre exquis

Obra Architects aus New York in der Architektur Galerie Berlin

Womit anfangen? Mit dem seltsamen Ausstellungstitel „Exquisite Corpse“, vom französischen Cadavre exquis, zu Deutsch: vorzüglicher Leichnam? Nein, dazu vielleicht später. Am besten beginnt man wohl mit dem, woran der Besucher sich erfreuen kann, ohne dass er die Bedeutung des Titels entschlüsseln muss: an einem ganzen Raum voller inspirierender Skizzenblätter.

Obra Architects aus New York sind in der Architektur Galerie Berlin zu Besuch. Obra, das sind Pablo Castro (Jahrgang 1959) und Jennifer Lee (Jahrgang 1969), die seit 2000 ein gemeinsames Büro betreiben, zuvor arbeiteten beide bei Steven Holl. Bekannt geworden sind sie 2006 mit einer Installation für das MoMA PS1 in New York, dessen Hof sie einen Sommer lang mit einer gebogenen Holzkonstruktion überspannten.

Das gebaute Werk von Castro und Lee ist überschaubar, weshalb sie nicht mit einer Leistungsschau realisierter Architektur in Berlin aufschlagen (können). Eine Leistungsschau in Planung oder in Ausführung befindlicher Projekte – die durchaus möglich wäre – zeigen sie aber auch nicht. Stattdessen geben die beiden einen sehr persönlichen, im Grunde einen schutzlosen Einblick in ihre Arbeit als Architekten. Pablo Castro hat seine Skizzenbücher geöffnet. Genauge-

nommen hat er sie nicht nur geöffnet, er hat sie auch tatsächlich auseinandergenommen, in unzählige originale Blätter (keine Kopien!) voller Skizzen, aquarellierter Zeichnungen, Planausschnitte und Notizen zu persönlichen Beobachtungen, grundsätzlichen Gedanken zur Architektur oder zu Projekten von Obra.

Auf Plexiglasscheiben geheftet, die, gehalten durch hölzerne Staffeleien, von der Decke herabhängen, sind die Skizzenblätter vollständig zu sehen: Vorder- und Rückseite. Es scheint keine Ordnung zu geben, jedenfalls keine, die sich dem Betrachter unmittelbar erschließt. Es gibt keine Erläuterungen zu den Skizzen, außer den Skizzen und Notizen selbst. Man muss (besser: darf) sich seinen eigenen Weg durch die Papiere suchen. Und das mit dem größten Vergnügen.

Ach ja, die Sache mit dem geheimnisvollen Ausstellungstitel. Das finden Sie selbst heraus. **fr**

OBRA Architects. Exquisite Corpse

Architektur Galerie Berlin, Karl-Marx-Allee 96, 10243 Berlin
www.architekturгалerieberlin.de

Bis 22. Oktober

Anlässlich der Ausstellung ist bei Architectural Publisher B das Buch „OBRA Architects Logic – Selected Projects 2003–2016“ erschienen, 52 Euro, ISBN 978-87-92700-16-2

Die Kirchenbauerin

Text Annette Krapp

Der Architektin und Bildhauerin Maria Schwarz zum 95. Geburtstag

Vor 95 Jahren, am 3. Oktober 1921, wurde Maria Schwarz (geb. Lang) in Aachen geboren. Vor 75 Jahren begann sie ihr Architekturstudium, das sie vor 70 Jahren abschloss. Vor 65 Jahren heirateten Maria und Rudolf Schwarz. Vor 55 Jahren starb Rudolf Schwarz, seitdem führt sie das Büro. Vor 25 Jahren entwarf Maria Schwarz den Orgelprospekt für St. Maria im Kapitol in Köln.

Es sind also einige Jubiläen, die es Wert sind, das Lebenswerk der Architektin Maria Schwarz in Erinnerung zu rufen. Lange Zeit war sie vor allem als Ehefrau und Witwe von Rudolf Schwarz bekannt. Sie verwaltet nicht nur den Nachlass und hat mit Wiederauflagen seiner Schriften erheblichen Anteil an dessen Ruf als bedeutender Architekturtheoretiker und Kirchenbauer, sondern kämpft auch immer wieder für den Erhalt von Rudolf Schwarz' Bauten. Die prominentesten Beispiele sind die Paulskirche in Frankfurt am Main und der Kölner Gürzenich.

Bei der Renovierung der Paulskirche wurde Maria Schwarz 1986 mit der künstlerischen Leitung betraut. In diesem Zusammenhang war sie erstmals verantwortlich am Entwurf eines Orgelprospekts beteiligt. Diesem Debüt an einem der geschichtsträchtigsten Orte Deutschlands folgten in den 90er Jahren Aufträge für Orgeln in den beiden romanischen Kirchen St. Maria im Kapitol und St. Andreas in Köln, in St. Marzellinus und Petrus in Vallendar aus dem ausgehenden 18. Jahrhundert sowie in St. Vitalis in Köln-Müngersdorf, St. Martinus in Pulheim-Stommeln und Heilig Kreuz in Bad Kreuznach aus dem späten 19. Jahrhundert. Es war die einfühlsame Gestaltung der Lettnerorgel für St. Maria im Kapitol, mit der Maria Schwarz schließlich aus dem Schatten ihres Mannes trat.

Was hat die Architektin Maria Schwarz vorher gemacht? Studiert hat sie in Aachen an der Technischen Hochschule; als Assistentin von René von Schöfer und Hans Schwippert war sie am Wiederaufbau von Jülich und Aachen betei-

ligt. 1949 wurde sie Mitglied in der Wiederaufbau GmbH für Köln unter der Leitung von Rudolf Schwarz und wirkte u.a. am Wiederaufbau des Kölner Gürzenich mit. Die eindrucksvolle Treppeanlage, die Garderobenhalle und Festräume verbindet, geht auf ihren Entwurf zurück.

1951 heirateten Maria und Rudolf Schwarz. Damit begann eine intensive zehnjährige Zusammenarbeit. Maria Schwarz sagt dazu: „Unsere Bauten waren unsere Kinder.“ Während dieser Zeit wurden im Büro Schwarz insgesamt 30 Kirchenbauten geplant und realisiert. Zu St. Michael in Frankfurt am Main schrieb Rudolf Schwarz im Januar 1953 an Maria: „Meine liebe Maria, ja, ich freue mich durchs ganze Herz durch, daß wir diese Kirche zusammen gemacht haben, so sehr, daß man gar nicht mehr weiß, wer was daran getan hat. [...] Es ist so schön, wie du in allen meinen Gedanken drin bist und sie mit mir lebst.“

Als Rudolf Schwarz 1961 starb, waren zehn der gemeinsam begonnenen Kirchenbauten nicht vollendet. Sie wurden unter der Leitung von Maria Schwarz fertiggestellt und sowohl Liebfrauen in Oberursel als auch St. Franziskus in Osnabrück müssen – auch wenn das in den 60er Jahren offiziell nicht möglich war – als Kirchenbauten von Maria Schwarz betrachtet werden. Liebfrauen in Oberursel wurde 1965 vom Land Hessen als vorbildliche Leistung ausgezeichnet.

Mit dem Entwurf für den Marienaltar in der Marienkirche in Köln-Kalk hatte Maria Schwarz sich als Bildhauerin profiliert. Im Stil der Zeit wird die umlaufend abgerundete Altarplatte von einem sich nach unten verjüngenden, nierentischförmig geschwungenen Sockel getragen. An den gewölbten Partien brechen harte Kanten den Schwung der organischen Grundform. Im Anschluss entwarf sie für viele der gemeinsamen Kirchenbauten die Ausstattung der liturgischen Orte – von der ersten Skizze bis zur Ausführungszeichnung mit genauen Angaben zur Bearbeitung für den Steinmetz.

So entstanden Gesamtkunstwerke, bei denen die kleinste Veränderung, den Baugedanken grundlegend zerstören konnte. Dadurch war Maria Schwarz nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil prädestiniert, die Umgestaltung der Liturgischen Orte zu übernehmen – zunächst in den gemeinsamen Kirchenbauten und später auch in anderen Kirchen.



Osnabrück-Dodesheide, St. Franziskus (1961–65), Innenansicht zum Altar hin und Ansicht. Entwurf und Ausführung von Kirche und Gemeindebauten erfolgten durch Maria Schwarz. Rudolf Schwarz, der den Auftrag im Januar 1961 erhalten hatte, war im April desselben Jahres verstorben. Fotos: Strenger 1965, Archiv Maria Schwarz

Annette Krapp ist Autorin des Buches: Die Architektin Maria Schwarz. Ein Leben für den Kirchenbau, Verlag Schnell & Steiner 2015, 320 Seiten, 39,95 Euro, ISBN 978-3-7954-2879-2

Jeder Architekt in China hat ein Museum im Portfolio

Das Museum der Wanderarbeiter in Peking – wie alle anderen für die Ausstellung auf Leinwand in Öl gemalt von Liao Yiming aus dem Malerdorf Dafen/Shenzhen



Eduard Kögel, Kurator der Aedes-Ausstellung „16 chinesische Museen, 15 chinesische Architekten“, über die Vorzüge kitschiger Ölgemälde, den Hunger der chinesischen Mittelklasse nach Kultur – und das Missverständnis, die Globalisierung sei eine kreative Einbahnstraße

Herr Kögel, Ihre Ausstellung eröffnet mit einer Wand voller Ölbilder aller Museen, die Sie vorstellen. Gemälde sieht man selten bei Aedes.

Hätten wir die Fotos der 16 Projekte nebeneinander an der Wand gezeigt – das hätte eine zu gewaltige Präsenz entwickelt, weil die Fotografen jeweils eine wahnsinnige Monumentalität inszenieren. So haben wir die Fotos per E-Mail einem Handwerksmeister aus Dafen geschickt; in Dafen gibt es 40.000 solcher Handwerker, die fünf Millionen Ölgemälde im Jahr produzieren. Der Maler hat sein Tablet neben die Staffelei gelegt und die Motive in Öl abgepinselt. Diese etwas kitschige Handwerklichkeit hat alle Projekte, so unterschiedlich sie sind, auf ein ähnliches Niveau gebracht. Und durch die enge Hängung sticht keines über die anderen heraus.

Was haben die Architekten dazu gesagt?

Keiner hat sich direkt beschwert, begeistert waren sie aber zunächst nicht. Doch als sie es hier gesehen haben, waren sie ganz glücklich damit.

4000 Museen sind in den letzten 15 bis 20 Jahren in China entstanden. Weshalb dieser Boom?

Die Mittelklasse ist in den letzten Jahren extrem gewachsen. Und diese Mittelklasse fordert einen

kulturellen Mehrwert ein. Developer, die eine Wohnanlage bauen, bauen zuerst ein Museum, ein Theater oder eine Oper. Sie signalisieren damit: Wir tun etwas für die Kultur. Da geht es um das Symbol. Was später genau in das Museum rein kommt, spielt zunächst keine Rolle.

Auf der einen Seite gibt es also den Druck aus der Bevölkerung, die mehr Freizeit hat und wissensdurstig ist. Auf der anderen Seite gibt es genügend Geld, um zumindest die kulturelle Infrastruktur fertigzustellen. Den dauerhaften Betrieb eines Museums zu gewährleisten – das ist eine ganz andere Herausforderung. Wir haben mit vielen Leuten gesprochen, die waren einhellig der Meinung, dass nur die Hälfte dieser Museen überleben wird.

Sie stellen Kunstmuseen vor, ein Papiermuseum, ein Geschichtsmuseum, einen Gedenkort für Erdbebenopfer. Wie haben Sie ausgewählt?
Das ist nicht einfach gewesen, denn im Grunde hat jedes Büro in China heute ein Museum im Portfolio. Wir haben vor allem darauf geachtet, verschiedene Strategien für ein Museum vorzustellen – zuvorderst die Frage: Was kann eine solche Institution für ihr Umfeld leisten?

„16 chinesische Museen, 15 chinesische Architekten“ heißt die Ausstellung. Eines der Museen hat keinen Architekten?

Ja, das haben Wanderarbeiter, die in einem Vorort von Peking leben, mit Hilfe einer NGO selber gemacht. Der Ort hat tausend Einwohner und 25.000 Wanderarbeiter, die dort temporär leben. Die dokumentieren mit dem Museum, wie sie in die Stadt gekommen sind. Sie wollen ihre Geschichte für die Nachwelt erhalten, in erster Linie für ihre Kinder aber auch für sich selbst. Es gibt ein Identitätsproblem: Wenn man die Leute fragt,

wo sie hingehören, nennen sie ihren Geburtsort; gleichzeitig sagen sie aber: „Ach so, eigentlich bin ich ja in Peking“. Dieses unklare Verhältnis versuchen sie mit dem Museum zu bearbeiten.

Wanderarbeiter sind keineswegs Mittelklasse.

Das mag ich an dem Projekt: Es belegt, dass Museen nicht „Zuckerhäubchen“ für die Elite sind, sondern dass es einen Bedarf ganz weit unten für eine solche Einrichtung gibt, der sich artikuliert, indem die Leute es einfach selber machen.

Zurück zu den Architekten, die Sie ausstellen: Einige sind international bekannt, allen voran Pritzker-Preisträger Wang Shu. Doch fast keiner von ihnen baut im Ausland. Weshalb?

Wir leben in einer – scheinbar – globalisierten Welt. Wir in Deutschland mit unserem Selbstbild des Exportweltmeisters denken, es wäre wichtig, China irgendwelche Dinge zu verkaufen. Zunehmend müssen wir aber feststellen, dass es dort auch kreative Leute gibt, die mithelfen können, unsere Probleme zu lösen. Wenn man sich anschaut, wer bei uns z.B. bei Museumswettbewerben eingeladen wird: Chinesische Architekten sind nie dabei, obwohl sie ungeheure Erfahrung gesammelt haben in den letzten Jahren. Ein Anliegen der Ausstellung ist durchaus zu zeigen: In China könnte es Konzepte geben, die den bei uns gängigen neue Aspekte hinzufügen.

Das Gespräch führte Jan Friedrich

Zài Xīng Tǔ Mù. Sechzehn chinesische Museen, fünfzehn chinesische Architekten

Aedes Architekturforum, Christinenstr. 18-19, 10119 Berlin
www.aedes-arc.de

Bis 13. Oktober

Der Katalog (Englisch) kostet 10 Euro

Egbert Kossak 1938–2016

Text **Gert Kähler**

„Ich bin als Junge viel an der Elbe gewesen und mich hat immer die Idee fasziniert ‚Hamburg gehört doch zum Hafen!‘ Ich habe nie verstanden, warum Hafen- und Stadtlandschaft zwei Welten sein sollten.“ So beschrieb Egbert Kossak seine lebenslange Faszination durch seine Heimatstadt.

Er war als Oberbaudirektor der Stadt 1981 in seinem „Traumjob“ angekommen, nach dem Studium in Berlin, nach der Gründung des Stadtplanungsbüros „Freie Planungsgruppe Berlin“ mit Thomas Sieverts und Herbert Zimmermann 1966 und nach der Professur in Stuttgart seit 1972. Und er war ein Glücksfall für seine Stadt – wenn auch vielleicht anders, als er es selbst sah.

Hamburg war in den 80er Jahren die „schlafende Schöne“ und Egbert Kossak war der Prinz, der sie wachküsst, zumindest in städtebaulicher und architektonischer Hinsicht. Er schuf öffentliche Aufmerksamkeit für städtebauliche Fragen,

er schuf internationale Aufmerksamkeit mit seinen „Bauforen“, die die jeweils schillerndsten Architekten der Welt in die Fischauktionshalle oder die Kampnagel-Fabrik brachten – Städtebau und Architektur wurden wieder zu einem Thema für Medien und öffentliche Auseinandersetzung.

Kossak mischte sich ein – unbekümmert, provokativ, anregend. Er sah sich als Querdenker und Dirigent. Anstatt der politischen Hinterzimmerbediente er sich der Medien, um neue Ideen und Visionen zu lancieren. Das nahm man ihm in der Politik übel, was einzelnen Entscheidungen auch im Wege gestanden haben mag. In der Öffentlichkeit war diese Strategie durchaus populär, weil Städtebau und Architektur ins öffentliche Bewusstsein kamen.

Am sichtbarsten wird das bis heute an der „Perlenkette am nördlichen Elbufer“, wie sie Kossak griffig nannte: die Öffnung der Stadt zum Fluss

und zum Hafen hin, eine sehr gelungene Aufwertung des nördlichen Elbufers durch eine neue Nutzungsmischung mit neuer Architektur und unter Einbeziehung und Umnutzung der alten, vorhandenen Bauten. Die wurden als Ressource, als Gewinn für die Architektur gesehen.

Kossak hat wohl auch den Begriff einer „Hafen City“ erfunden, die aber stellte seine größte Niederlage dar: Der Beschluss zu ihrem Bau wurde sechs Jahre lang gezielt vor ihm verborgen – es wäre sein Lebenstraum gewesen, aber man traute ihm nicht zu, das Projekt so geheim zu halten, wie man es für nötig hielt. Immerhin konnte er an der Masterplan-Konzeption mitwirken, bevor er 1999 aus dem Amt schied, um noch einige Jahre freiberuflich tätig zu sein.

Am 10. August ist er gestorben, kurz vor seinem 80. Geburtstag, zu dem eine Hommage mit einer Rede des Ersten Bürgermeisters geplant war – nun ist es ein Nachruf geworden.



Lindner Akustiklösungen zeigen ihre Qualität im Detail, z. B. beim umfassenden Innenausbau von Konzerthäusern und Hörsälen. Und bei jedem einzelnen Ton.

www.Lindner-Group.com

Auf der Orgatec in Köln, 25.-29.10.2016
Stand B-055 in Halle 11.2

Lindner | Bauen mit neuen Lösungen

Zwei Quadratmeter pro Kopf

Text **Bernhard Schulz**

Vor 500 Jahren wurde in Venedig das jüdische Ghetto eingerichtet. Eine Ausstellung im Dogenpalast widmet sich seiner Geschichte

Als der Begriff „Mietskaserne“ geprägt wurde, dachte man an Wien und an Berlin, das Werner Hegemann 1930 als „größte Mietskasernenstadt der Welt“ brandmarkte. Doch der Begriff hatte weit früher schon seine Berechtigung: im Ghetto von Venedig. Im Laufe des 17. Jahrhunderts wuchs die jüdische Einwohnerschaft derart, dass gegenüber den sieben Quadratmetern Wohnfläche pro Kopf, die für das Jahrhundert zuvor geschätzt werden, jedenfalls in den ärmeren Häusern nur noch zwei Quadratmeter pro Kopf anzunehmen sind. Diese Zahlen ergeben sich aus den Belegplänen, die es von den Wohnhäusern gibt, und die neben einer für Venedig extrem hohen Bebauung mit bis zu sieben Obergeschossen die Belegung der Wohnungen mit jeweils ganzen, nach damaligen Verhältnissen kopfstarken Familien zeigen. Es handelt sich in der Tat um Mietshäuser. Juden war Immobilienbesitz verboten.

Zu sehen sind solche Pläne in der Ausstellung „Venedig, die Juden und Europa 1516–2016“, die die Städtischen Museen der Stadt in ihrem nobelsten Haus ausrichten, dem Dogenpalast. Anlass ist die Einrichtung des Ghettos vor 500 Jahren, am 29. März 1516, durch Dekret der Serenissima. Der Name hat keinen Bezug zur jüdischen Bevölkerungsgruppe; er leitet sich vielmehr her von der damaligen, umgangssprachlichen Bezeichnung für den Ort der einstmaligen Metallschmiede, getò. Die Schmiede, so wichtig für die Bewaffnung der beständig Kriege führenden Republik, war längst ins Arsenal verlegt worden, und das

aufgelassene Areal wurde Gegenstand von Immobilienspekulation. Arrondierungen und Bodenbefestigungen ließen das Gelände des Stadt-„Sechstels“ Cannaregio in der nordwestlichen Ecke der Lagunenstadt wachsen. Dort entstand auf zunächst einer kleinen Insel im Kanalgewirr das Ghetto.

Die Geschichte der Juden lässt sich archivarisch mindestens bis 1396 zurückverfolgen; so weit reichen die Aufzeichnungen über den jüdischen Friedhof am Lido. Andererseits wohnten und arbeiteten Juden vorwiegend auf dem Festland, in Mestre, wo sie ihren Geschäften als Pfandleiher, Geldverleiher, modern ausgedrückt als Kreditgeber nachgingen. Jüdische Ärzte hingegen, die ihrer besonderen Fähigkeiten wegen geschätzt wurden, übten ihren Beruf naheliegenderweise in Venedig selbst aus. Die nicht immer glückliche Bündnispolitik der streitbaren Republik führte zu Beginn des 16. Jahrhunderts zu militärischen Niederlagen, die zahlreiche Festlands-Venezianer in die sichere Lagunenstadt flüchten ließen. Die Politik sah sich vor die Notwendigkeit gestellt, die zahlreichen Minderheiten unterschiedlicher Nationalitäten und Religionen anders, besser zu organisieren.

Separation und Kontrolle

„Inklusion und Isolation“ heißt es dazu in der Ausstellung, oder auch „Separation und Kontrolle“. In seiner Bedeutung nicht zu überschätzen ist der Hinweis, dass diese Politik nicht auf die Juden beschränkt war, auch wenn es sie – nicht zuletzt aus religiösen Gründen, als Nicht-Christen – in deutlich verschärfter Weise traf. Beispielsweise mussten sich die deutschen Kaufleute und ihre Besucher – Albrecht Dürer ist der prominenteste – im Fondaco dei Tedeschi aufhalten, das gerade erst, 1508, den heute noch erhaltenen Neubau an der Rialtostraße bezogen hatte. Während Jahrhunderten schwankte die venezianische Innenpolitik zwischen Lockerung

Giorgio Fossati, Schnitt durch ein Wohnhaus im Ghetto, 1778, Tusche und Aquarell auf Papier (Ausschnitt)
© Venezia, Archivio di Stato



und Verschärfung ihrer Vorschriften; dies aber stets unter dem Primat der städtischen Ökonomie, für deren Funktionieren jüdische Kreditgeber unerlässlich waren und immer wieder auch bewusst angeworben wurden.

Spiegel der kosmopolitischen Bevölkerung

Im Alltag blieb die jüdische Minderheit aufs Ghetto beschränkt, das bis zum 17. Jahrhundert seine heutige Ausdehnung erfuhr. In sich war das Ghetto ein Spiegel der kosmopolitischen Stadtbevölkerung, lebten doch aschkenasische, sephardische und levantinische Juden eng nebeneinander und pflegten ihre religiösen Gebräuche in jeweils eigenen Synagogen. Auch die alltägliche Versorgung fand im Ghetto statt, wo Bäcker, Fleischer und Gemüsehändler ihre Läden hatten. Mit dem Campo inmitten der dichten Bebauung

besaß das Ghetto einen Versammlungsplatz, einen öffentlichen Stadtraum. In der Ausstellung zeigen Pläne einzelner Häuserzeilen, wer wo wohnte und welchen Geschäften nachging.

Das Ghetto war nicht nur abgeteilt, sondern, wo es nicht ohnehin von Kanälen umgeben war, auch durch Pforten nachts verschlossen. Das entsprach der möglichst lückenlosen Überwachung, für die die Republik mit ihrer multinationalen Bevölkerung berühmt und berüchtigt war. 1797 ließ Napoleon nach der (kampflosen) Einnahme der Stadt die Tore niederreißen und die rechtlichen Beschränkungen – die umgekehrt die venezianischen Juden jahrhundertlang vor Übergriffen oder gar Pogromen bewahrt hatten – aufheben. Über die Baugeschichte hinaus entfaltet die Ausstellung ein kulturhistorisches Panorama bis in die Neuzeit hinein.

Auf dem berühmtesten Stadtplan, drei Jahrhunderte lang (!) in Gebrauch, fehlt allerdings das Ghetto: Es gab es noch nicht, als Jacopo de' Barbari seinen wundervollen Vogelschauplan der gesamten Stadt im Epochenjahr 1500 vorlegte. Mit diesem Plan beginnt die lehrreiche Ausstellung im Dogenpalast. Genauer, als es de' Barbari vor 500 Jahren gelang, war kein späterer Plan, bis sich das Ghetto zum touristischen Anziehungspunkt der Gegenwart wandelte.

Wer Wo Was Wann

Aufbruch aus der Zwischenstadt heißt ein Symposium, zu dem die School of Architecture der Hochschule Bremen am 2. November von 15 bis 20 Uhr einlädt. „Die Renaissance des Städtischen“, so die Organisatoren Klaus Schäfer und Anja Link, „führt mittlerweile zu einem kollektiven Ringen um innerstädtische Lagen.“ Diesen seien ebenso gute neue Quartiere gegenüberzustellen, die nur im Weichbild der Großstädte liegen könnten. Doch wie lässt sich die Zwischenstadt zu einem Ort für einen neuen Anfang entwickeln? Darüber diskutieren der Stadtplaner Andreas Feldkeller, Susanne Hauser von der UdK Berlin, Julian Schubert von der ETH Zürich und Doug Saunders, Autor von „Arrival City“. Veranstaltungsort ist die Bremer Shakespeare Company, Schulstraße 26. www.hs-bremen.de



Italomodern Die Ausstellung von Martin und Werner Feiersinger zu italienischer Architektur der Nachkriegszeit, die Anfang des Jahres in Innsbruck gezeigt wurde (Bauwelt 5), ist jetzt in Winterthur in der Schweiz zu sehen. Im Mittelpunkt stehen rund 200 großformatige Fotografien (Abb.: Luigi Caccia Dominioni, Convento di San Antonio Frati Minori, Mailand; Foto: Werner Feiersinger), dazu gibt es Pläne und ergänzende Exponate. Bis 4. November im Forum Architektur Winterthur. www.forum-architektur.ch

Architects, not Architecture Die Hamburger Veranstaltungsreihe gastiert am 13. Oktober erstmals in NRW. Das Konzept der Vortragsreihe: Die eingeladenen Architekten

dürfen nicht über ihre Werke sprechen, sondern ausschließlich über prägende Erfahrungen, ihren Werdegang, ihre Motivation. Im großen Saal des Tanzhauses NRW in Düsseldorf werden das sein: Joachim Faust (HPP Architekten), Susanne Gross (ksg Architekten) und Peter Kulka. Beginn ist um 19 Uhr. www.architectsnotarchitecture.com



Wird hier bauend getanzt oder tanzend gebaut? Das Architekturforum Oberösterreich in Linz (afo) hat die Architektin Anna Firak und den Choreografen Hygin Delimat eingeladen, gemeinsam mit den künstlerischen Mitteln aus Architektur und Tanz zu experimentieren. Am 14. und am 19. Oktober, jeweils um 19 Uhr, zeigt eine Gruppe von Tänzern ihre körperlichen Auseinandersetzungen mit architektonischen Materialien und Raum (Foto: Aufeinandertreffen von Körper und Material, Elias Buttinger und Hygin Delimat © afo). Die Performance am 19. Oktober ist gleichzeitig Vernissage der Ausstellung „architektur + tanz“, die bis 17. Dezember zu sehen ist. www.afo.at



BIG 5 In Dubai erwartet man Wachstum. So wird auch die BIG 5, die größte Baumesse im Arabischen Raum, die vom 21. bis 24. November im World Trade Center Dubai stattfindet, in diesem Jahr noch größer sein als im letzten (Bauwelt 7). Deutschland ist nach China, der Türkei und Italien das am stärksten vertretene Land. Infos zur Teilnahme gibt es bei der deutschen Vertretung Messe & Marketing Michael Pittscheidt unter info@pittscheidt.de

ORCA AWA bringt Sie zum Ziel! **GET Nord** Halle B7 Stand 243
Ausschreibung • Vergabe • Abrechnung • Kostenmanagement
Jetzt gratis testen!
www.orca-software.com/ava

Venedig, die Juden und Europa 1516-2016
Palazzo Ducale, San Marco, 1, 30135 Venezia
www.veniceghetto500.org, palazzo-ducale.visitmuve.it
Bis 13. November
Der Katalog (Italienisch oder Englisch) kostet 70 Euro

carpetconcept

ECO IQUUS

Street Chic für den Boden

Der Mix als Revolution:
Flachgewebe mit Hochflor für
das Salongefühl im Office

Auf der Orgatec Köln
25.-29.10.2016
Halle 10.2, N010/M011

Eco Iqu - gewebt mit antron

Bauwelt.de

Parken³

Urbane Mobilität: Verdichtung

Kjøita Secret Garden,
Kristiansand
ARK.NET, Kristiansand

Palais Coburg, Wien
POK Pühringer Privatstiftung,
Wien

Gran Vía 48, Madrid
Rafael de La-Hoz Arquitectos,
Madrid

03



Konvent der Baukultur 2016

Die Bundesstiftung Baukultur lädt vom 3. bis 5. November zum Konvent der Baukultur nach Potsdam ein. Es gibt Wahlen, ein Baukultur-Basislager, den aktuellen Baukulturbericht, und es wird gefeiert.

So richtig klar ist Ihnen nicht, was die Bundesstiftung Baukultur genau macht, wer ihre Protagonisten sind, wie die Stiftung funktioniert? Der Konvent der Baukultur 2016, der vom 3. bis 5. November am Sitz der Stiftung in Potsdam stattfindet, bietet die Gelegenheit, all diese Unklarheiten auszuräumen: drei Tage Bundesstiftung Baukultur zum Anfassen, wenn Sie so wollen.

Der 3. November widmet sich mit dem „Basislager der Baukultur“ einen Tag lang den aktuellen Herausforderungen des Bauens: eine Standortbestimmung. Es gibt Foren, die allen Gästen offen stehen, zu Themen wie Teilhabe („Gutes Bauen vermitteln und Akteure vernetzen“), Bauwirtschaft („Holzbau als Potenzial für Neues Wohnen“), Bildungslandschaft („Das Studium als Baustelle“) sowie ein Treffen von Gestaltungsbeiräten. Am Abend findet das Baukultur-Fest statt, zu dem Bundesbauministerin Barbara Hendricks und der Stiftungsvorsitzende Reiner Nagel begrüßen. Werner Durth hält die Festrede anlässlich des 10-jährigen Jubiläums der Stiftung.

Der 4. November ist der Konventstag mit der Wahl neuer Konventsmitglieder. Außerdem wird der Baukulturbericht 2016/17 „Stadt und Land“ vorgestellt, der mittel-, kleinstädtische und ländliche Räume in den Fokus nimmt (Foto: Blaibach im Bayerischen Wald mit dem Konzerthaus von Peter Haimerl).

Am 5. November wird es wieder informeller. Exkursionen u.a. zur Gartenstadt Drewitz, ins ländliche Brandenburg oder nach Berlin stehen auf dem Programm. Jetzt anmelden!

Konvent der Baukultur 2016

Bundesstiftung Baukultur, Schiffbauergasse 3, 14467 Potsdam

3. bis 5. November

Anmeldung und vollständiges Programm: www.bundesstiftung-baukultur.de



© Till Budde für die Bundesstiftung Baukultur

Produktfilm und
weitere Infos unter
www.regent.ch/purelite

PURELITE. ARCHITEKTENTRÄUME WERDEN WAHR.

Die gemeinsam mit dem Basler Architekten Peter Steinmann entwickelte Purelite bietet bei der Planung einen grösstmöglichen Spielraum ohne Kompromisse an Effizienz, Lichtqualität und Farbwiedergabe. Das Lichtkanalsystem weist eine Gesamthöhe von nur 35 mm auf. Selbst die Einbauvariante lässt sich jederzeit ohne grosse Vorkehrungen in jede Betondecke integrieren.

Besonderes Augenmerk verdient die effektiv sichtbare Höhe der Halbeinbauvariante nach dem Einbau – nur 16 mm. Neben einem Höchstmass an Flexibilität bis zum Abschluss des Bauprojektes garantiert die Purelite eine bürotaugliche, extra flache, schattenfreie wie auch lückenlose Lichtlinie. www.regent.ch